



Die Zukunft

Herausgeber

Maximilian Harden

INHALT

Wir vergessen nicht	Seite 277
-------------------------------	--------------

—
Nachdruck verboten

—
Erscheint jeden Sonnabend

Preis vierteljährlich 10,— Mk., das einzelne Heft 1,— Mk



BERLIN
Verlag der Zukunft
Großbeerenstraße 67
1919

Alleinige Anzeigen-Annahme
der **Wochenschrift „Die Zukunft“** nur durch
Max Kirstein,
Berlin W. 9, Potsdamer Straße 23a.
Ferspracher Kurftürst 3462, 3463.

Abonnementpreise (vierteljährlich) M. 10.—, pro Jahr M. 40.—; unter Kreuzband be-
zogen, Deutschland und Oesterreich M. 10.65, pro Jahr M. 42.60; Ausland M. 11.30, pro Jahr M. 45.20.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 47, Großbeerenstraße 67, Fernspr. Lützow 7724.

WEIN-STUBEN-HUTH

BERLIN W



J. C. Lutter Weingroßhandlung G. m. b. H.

vorm. Lutter & Wegner * Gegr. 1811
Charlottenstr. 49, Ecke Französische Str.

Gutgepflegte Weine ———— Vorzügliche Küche



BERNHARD KUNZEL

Bankgeschäft

BERLIN W 8

An- und Verkauf von Wertpapieren

Kostenlose Auskunftserteilung

Geheimschränke

zum Einmauern
ab Lager sofort lieferbar

H. Arnheim

Geldschrank- u. Tresorbau
— Berlin SW 11 —

Verkaufs-Abt.
Dessauer Str. 39/40

Tel. Nollendorf
3390, 3381



Bestes
zur Pflege
der Zähne.

„Der Ratgeber auf dem Kapitalmarkt“

liefert seinen Beziehern umsonst das amtliche Steuerskursblatt aller
deutschen Börsen. Auskünfte über Kriegaanleihen, Renten, Aktien-
Steuern, Vermögensanlage Bestellung bei jedem Postamt oder der
Geschäftsstelle Berlin W 8, Friedrichstr. 161.

Privat-u. Spezial-Auskünfte

ff. Ruf, Vorleben, Vermög.- u. Familienverhältnisse etc., streng vertraulich, a. all.
Orten, In- u. Ausland. Erledig. v. Vertrauensangelegenheit. jed. Art. Ermitt. etc.

„Auskunfts-Schutz“

s. lang. Jahren d. Ia Ref. Inanspruchnahme von Behörden anerkannt unbedingt
zuverlässig, bestinformierte, d. eig. direkte Vertretungen organ. Spez.-Auskunfts-
l. Rev. Berlin W, Tauentzienstr. 3 (a. Wittenbergplatz). Teleph. Steinpl. 9468.



Berlin, den 6. September 1919

Wir vergessen nicht

Genesis

Wieder ist ein Monat vergangen, seit dem Einsturz des deutschen Machtgebäudes der elfte: und noch ist, noch immer, aus den deutschen Akten der Kriegsgenesis nichts veröffentlicht worden. Im Frühling kreiste eine Sammlung, für die Herr Kautsky verantwortlich ist, durch die Ministerien; die Veröffentlichung wurde, „weil sie unserer Sache schaden könnte“, bis hinter den Friedensschluß hinausgeschoben und danach oft „eine umfassende Publikation“ angekündigt. Was sie umfassen solle, hörten wir nicht; und bis heute ist kein Blättchen ans Licht gekommen. Untersuchungsausschuß, Staatsgerichtshof: im Winter, vielleicht, wird was draus. Viel zu spät. Noch ist nicht einmal das Personale und die Machtbefugniß dieser Instanzen bestimmt. Und schon erbitten auch Diplomaten, Botschafter und Gesandte, die sich von allerlei Anwurf reinigen möchten, ihre Vernehmung. Was ihnen gewährt würde, könnte den Militärbevollmächtigten, die manchmal ihre Erzfeinde waren, nicht geweigert werden. Ein Ermittlungsverfahren solchen Umfanges soll sechs Jahre nach dem Ereigniß beginnen, dessen Aufhellung sein Zweck ist. Viele Menschen und Urkunden werden unauffindbar oder, nach der Kriegsterminologie, „unabkömmlich“, nicht alle Ermittlungsgefäße noch dicht sein. Nur Zufall könnte die Aufklärung eines Verbrechens bewirken, wenn die Untersuchung sechs Jahre nach der That anfinde. Und in unserem Fall

fehlen die für eine so ungewöhnliche Aufgabe kriminalistisch geschulten Ermittlungorgane; müssen zur reconstruction du délit Hunderte in Bewegung gesetzt und höchst schwierige Kreuzverhöre durchgeführt werden. Da allerspätestens im April der Reichstag zu wählen sein wird, wäre die Zusammensetzung von Ausschüssen, die diese Wahl nicht überleben könnten, das Werk nutzloser Betriebsamkeit, die Handlung vortäuschen will. Ernsthafte Arbeit könnte erst im Reichstag beginnen. Dann wird die deutsche Welt neue Sorge haben und für den „alten Kram“ wahrscheinlich nicht mehr viel Interesse aufbringen. Soll es so werden? Die Sache wird behandelt wie eine, die, weil man sie, leider, in schwacher Stunde mal angerührt hat, irgendwie „erledigt“ werden muß („mañana“: sagen die Spanier), irgendwann, sobald nicht Dringlicheres vorliegt, die aber durchaus nicht eilig ist. Als Pflicht, gar heilige, wird sie nirgends empfunden und von edlem Streben nach Wahrhaftigkeit, das die Seele deutscher Nation zu läutern vermöchte, dringt aus höheren Sphären kein Hauch. Leises Lächeln ist des Ausländers Antwort, dem von Aktenveröffentlichung und Staatsgerichtsverfahren erzählt wird. Und seine Frage, ob unter tausend Deutschen heute wohl einer wisse, wie der Krieg entstanden sei, muß der Redliche antworten: Nein. Noch herrscht der Wahn: „Sie wollten uns eben vernichten und haben sich leichter gedacht, als es war.“

Sie haben sich nicht leicht gedacht. Die deutsche Wehrmacht wurde geschätzt und gefürchtet wie kaum, hundert Jahre zuvor, die Bonapartes. Schon im Frühjahr 1909 sagte der russische Militärbevollmächtigte Michelson in einem Geheimbericht, das deutsche Heer stehe auf der Höhe militärischer Leistungsfähigkeit und könne drum am nächsten Tag jeden Krieg wagen. „Die Bereitschaft zum Krieg wird durch die Vollkommenheit der Bewaffnung und Organisation im Verhältnis zu der nachbarlicher Heere bestimmt. Die deutsche Infanterie ist jetzt eben so gut bewaffnet wie unsere und Frankreichs; auch die Feldartillerie ist besser geworden; zwölfhundert Maschinengewehre sind im Gebrauch; die Schwere Artillerie übertrifft alle anderen und kann den in Feindesland vordrängenden Truppen schnell den Weg säubern. Das Eisenbahnnetz ermöglicht die rasche Ausführung aller strate-

gischen Pläne und seit der Algeſiras-Kriſis hat jede Hauptstation ein großes Kohlenlager. Die der Kriegstechnik dienſtbare Industrie kann alles nöthige Geräth in währendem Krieg bequem liefern; ihre Erzeugungsfähigkeit iſt ungemein groß. Das deutſche Heer hat längſt das beſte Offiziercorps und iſt dem Volk ſo feſt ans Herz gewachſen, daß es, trotz aller ſozialen Gährung, immer auf zuverläſſige Mannſchaft rechnen darf; dieſes Heer iſt nicht durch unbedachte Neuerungen verwirrt worden und muß als die ſtärkſte Landmacht angeſehen werden. Die bei der Umbewaffnung von dem Kriegsminiſter Goßler gemachten Fehler und die Thatſache, daß die bekannte Vorliebe der Flotte mehr Geld als früher zufließen ließ, erleichterten Frankreich, zum Theil auch uns einen Vorſprung in der Bewaffnung; jetzt aber hat Deutſchland das verlorene Terrain wiedergewonnen und kann, wenn es will, jeden Tag ſeine militäriſche Macht einſetzen, um an das Ziel ſeiner Politik zu gelangen. Dabei wächst ſeine Seestreitkraft ſo raſch, daß ſie ſchon Englands inſulare Sicherheit und maritime Vorherrſchaft bedroht. Die Ueberzeugung, England werde neue Vergrößerung der deutſchen Kriegsflotte nicht geſtatten, iſt in Deutſchland ſo feſt, daß der Gedanke, durch einen Ueberfall nach japaniſchen Muſter, wozu dreizehn Luftſchiffe und die Minenflottille mitzuwirken hätten, die engliſche Flotte zu zerſtören, hier zur Fixen Idee geworden iſt. Kann Deutſchland ſich mit England verſtändigen, ſo hat es auf dem Kontinent freie Hand. Der Dreibund iſt gelockert, Oeſterreich durch die Slawenbewegung innerlich erſchüttert und die Türkei ſchwankt vor der Entſcheidung, wem ſie ſich anſchließen ſolle. Unſer Rußland hat ſich von Krieg und Aufruhr noch lange nicht erholt und die Kraft des franzöſiſchen Heeres iſt durch das Walten von Pazifiſten und Sozialiſten gelähmt worden. Deutſchland kann eines Tages der Verſuchung erliegen, mit einem mächtigen Schlag ſich wieder in militäriſchen Glanz zu heben, ſich zum Herrn des Dreibundes und eines ſlawo-katholiſchen, ruſſenfeindlichen Oeſterreichs zu machen und Frankreich ſo zu zerhämmern, daß es auf viele Jahre hinaus als Machtfaktor nicht mehr mitzählt. Der innere Zuſtand Deutſchlands begünſtigt ſolche Verſuchung. Das geht klar aus den Worten hervor, die ein vornan ſtehender preußiſcher Ge-

neral neulich zu mir sprach: ‚Bei uns ists ungeheuer schwül geworden; wir brauchen frische Luft und nur ein Krieg kann sie uns wiederbringen.‘ In der Armee spricht man täglich von nahem Krieg. Die Möglichkeit, daß der Dreibund sich löst, Rußland erstarkt, die Slawen sich sammeln, wird man hier nicht mit ruhig im Schoß gefalteten Händen abwarten. Und die stets mögliche Verständigung mit Rußland wird durch das allzu hoch aufgeschwollene Selbstbewußtsein der Deutschen gehindert. Sie wissen, daß auf dem Festlande die Zeit gegen sie und für die Slawen, auf der See für sie und gegen England arbeitet.“ Der Marineagent meldet dem Minister, daß für die deutsche Kriegsflotte in England heimlich siebenhunderttausend Tonnen Cardiffkohle gekauft worden seien; daß Kreuzer und Minenboote nachts das pariser Kabel aufgesucht und im Kleinen Belt Grundminenlegung geübt haben; daß Häfen und Flotte für den Krieg in vollkommener Bereitschaft seien. Der Finanzagent meint, Deutschland werde den Krieg (dessen Kosten er, viel zu niedrig, auf fünf Viertel milliarden im Monat berechnet) schnell in russisches Gebiet, wo es seine Truppen ernähren, alles Requirirte mit Papier bezahlen kann, zu tragen und durch ungeheuren Kraftaufwand rasche Entscheidung zu erwirken suchen. Ueberall Sorge; nirgends ein Zweifel an Deutschlands Stärke.

Keiner auch in Frankreich; dafür zeugen die Berichte des Botschafters Jules Cambon und seiner Gehilfen. Im März 1913 schreibt der Botschafter: „Deutschlands neuer Militäraufwand hat eine hier unerwartete Folge gehabt: den Vorschlag, die dreijährige Dienstzeit in Frankreich wiederherzustellen, und die männliche Entschlossenheit, die diesen Vorschlag annahm. Die Kaiserliche Regierung hat das Staunen Deutschlands als Vorwand zu einer neuen Militärvorlage benutzt, die nun für eine Antwort ausgegeben wird. Das ist das Gegentheil der Wahrheit; denn die ungeheure Wehrlast, die Frankreich auf sich nimmt, ist ihm nur durch Deutschlands Vorgang aufgezwungen worden. Unermüdlich schüren die kaiserlichen Behörden das Feuer des Patriotengefühles. Jeden Tag gefällt der Kaiser sich in Belebung des Erinnerns an 1813. Gestern zog abends Militärmusik durch die Straßen und Redner betonten laut, wie ähnlich die Lage der von 1813

geworden sei. Wenn aber der Wirbel, der vor einem Jahrhundert das deutsche Volk gegen den nach Weltherrschaft trachtenden Genius in Kampf trieb, einer Erscheinung von heute vergleichbar ist, dann darf man sie nur in Frankreich suchen, dessen Volk nichts Anderes will als Abwehr drohender Gewaltherrschaft.“ Oberstlieutenant Serret: „Frankreich, heißt es hier, hat mit seinen vierzig Millionen Einwohnern nicht das Recht zu militärischem Wettbewerb mit Deutschland. Ein namhaftes Reichstagsmitglied hat neulich über unsere dreijährige Dienstzeit gesagt: ‚Das ist eine Herausforderung, die wir nicht hinnehmen werden.‘ Man ist wüthend, weil dem ungemeinen Aufwand des vorigen und dieses Jahres nicht gelungen ist, Frankreich, wie man hoffte, mattzusetzen. In der Stunde, die der deutschen Militärmacht die endgiltige Ueberlegenheit sichern und uns vor die Wahl zwischen Erniedrigung und Vernichtung zwingen sollte, weigert sich Frankreich, abzudanken, und erweist wieder, nach Renans Wort, sein unsterbliches Vermögen von Wiedergeburt und Auferstehung. Deutschlands Aerger ist leicht zu begreifen. Die Deutschen wollen gefürchtet sein, sind bereit, die Nahrung dieser Furcht theuer zu bezahlen, und der gewaltigen Ueberlegenheit ihres Heeres so sicher, daß in jedem Augenblick, wo sich ihr Stolz verletzt wähnt, der nationale Zorn auflodern wird.“ Der Marinebevollmächtigte: „Deutschland will das Gleichgewicht der zwei Lager, in die Europa getheilt ist, durch eine große, kaum noch zu überbietende Kraftanstrengung aufheben; und es feiert die Erinnerung an 1813 so laut, um Frankreich als den ewigen Erbfeind zu zeigen. Mit einer vollkommenen Heeresorganisation und einer von den kriegerischen Trieben des Wehrs und des Flottenvereines geleiteten Oeffentlichen Meinung ist es ein gefährlicher Nachbar.“ Kriegsminister Étienne empfängt von seinen Spähern eine deutsche Denkschrift, die (ich übersetze nach dem französischen Wortlaut) sagt: „Wir müssen dem Volk den Glauben einhämmern, daß unsere Rüstungen nur die Antwort auf die Frankreichs sind und daß wir durch Herausforderung vom Gegner zum Kampf gezwungen werden. Man muß die Sache so behandeln, daß unter dem Druck lastender Rüstungen, schwerer Opfer und politischer Spannung unser Losschlagen wie Erlösung wirkt,

von der Jahrzehnte friedlichen Wohlstandes zu hoffen sind, wie sie nach 1870 kamen. In Egypten, Tunis, Algerien, Marokko und in Rußland müssen wir Unruhen anzetteln. Die kleinen Europäerstaaten müssen wir bändigen oder in Gefolgschaft zwingen. Die Heere und Festungen Belgiens und Hollands sind wahrscheinlich schnell zu überrennen oder zu neutralisiren. Gegen Dänemark und die anderen Skandinavienstaaten müssen wir, obwohl von ihnen kaum Etwas zu fürchten ist, eine Nordarmee aufstellen. Ehe, im ungünstigsten Fall, Dänemark von England gezwungen wird, seine Neutralität aufzugeben, wird, zu Land und zu See, die Entscheidung schon gefallen sein. Der Nordarmee können wir holländische Formationen angliedern. Auf den Einbruch in Belgien dürften wir nur verzichten, wenn dessen Festungssystem und Heer so reorganisirt würde, daß es uns wirksamen Flankenschutz böte. Sobald am Niederrhein die Armee versammelt ist, kann die Offensive beginnen. Ein kurz befristetes Ultimatum, dem sofort der Einbruch folgt, genügt zu völkerrechtlicher Begründung unseres Vorgehens. Wir wollen daran denken, daß die Grafschaft Burgund und ein schönes Stück von Lothringen, Theile des alten Deutschen Reiches, noch in der Hand der Franzosen sind und daß Tausende deutscher Brüder im Baltentland unter slawischem Joch schmachten. Deutschland muß wiedergewinnen, was es einst besaß.“ Am dreißigsten Juli 1913 schreibt Herr Cambon über die kriegerische Stimmung in Deutschland einen sorgsam vorbereiteten Bericht, in dem auch die Sätze zu lesen sind: „In den Universitäten entsteht eine kriegerische Ideologie, die nur einige erlauchte Geister nicht beherrscht. Nationalökonomien beweisen durch Statistiken, daß Deutschland in seiner Industrielleistung angemessenes Kolonialreich und Absatzgebiet braucht. Der Fanatismus manches Soziologen geht noch weiter: er behauptet, Frankreich, das nach Rache strebe, hindere die Abrüstung, die Besserung des Massenloses, stärke dadurch die Wuchskraft des Sozialismus und müsse für ein Jahrhundert in Ohnmacht gezwungen werden. Historiker, Philosophen, politische Publizisten und andere Verkünder der ‚deutschen Kultur‘ wollen der Welt eine spezifisch deutsche Denk- und Gefühlsform aufzwingen und die geistige Ueberlegenheit, die das Urtheil

heller Köpfe noch heute in Frankreich findet, für Deutschland erobern. Aus diesem Quell rinnt das Phrasengewässer der Alldeutschen; hier schöpfen die Kriegervereine, Wehrvereine und Verbände ähnlichen Schlages.“ Im November schreibt er: „Mit der Last der Jahre scheint Wilhelm dem Zweiten die Familientradition, das rückständige Empfinden des Hofes und die Ungeduld des Offiziercorps fühlbarer zu werden. Irgendwie ist er, vielleicht, auch eifersüchtig auf die Popularität seines Sohnes, der den Alldeutschen schmeichelt und das Reich nicht so angesehen findet, wie es seiner Macht nach sein müßte. Der Kaiser ist weniger, als man im Allgemeinen glaubt, Herr seiner Wallungen; vor meinem Ohr ist ihm manchmal entfahren, was er im tiefsten Grunde dachte. Mir scheint nothwendig, mit der Thatsache zu rechnen, daß der Kaiser sich in Gedankenreihen eingewöhnt, die ihm früher mißfielen, und daß wir deshalb (wie er gern zu sagen pflegt) unser Pulver trocken halten müssen.“ Deutschland gilt als stark und gefährlich.

Deshalb jagt der Presse Sturm, der in Wien, Budapest, Berlin der Ermordung Franz Ferdinands folgt, die nie fest entschlafene Sorge jäh auf. Die erste Warnung kommt aus Rußland. Der Andeutung des Grafen Czernin, der Oesterreich-Ungarns Botschafter vertritt, seine Regierung könne genöthigt werden, die Anstifter des Mordes auf serbischem Boden zu suchen, antwortet Herr Sasonow: „Kein anderes Land hat unter Attentaten, die auf fremder Erde vorbereitet waren, ärger als Rußland zu leiden gehabt. Hat es aber jemals dagegen ein Verfahren von der Art dessen angewandt, mit dem Ihre Presse Serbien bedroht? Ich bitte Sie, sich nicht auf solchen Weg zu verirren.“ Der Französische Botschafter Paléologue, ders nach Paris meldet, setzt hinzu: „Fände diese Warnung doch Gehör!“ Am einundzwanzigsten Juli 1914 berichtet Herr Cambon aus Berlin drei Thatsachen: der Serbe habe im Auswärtigen Amt gesagt, die belgrader Regierung sei zu jeder Mitarbeit an einem Ermittlungsverfahren willig, durch die Serbiens Ansehen nicht geschmälert werde; Staatssekretär Von Jagow habe geäußert, daß er irgendwas von dem wiener Ultimatum wisse (dessen Inhalt eine Woche zuvor Herrn von Tirpitz aus dem berliner Marineamt nach Tarasp gemeldet worden war); und den Offizieren und Reservemannschaften sei die geheime Weisung zuge-

gangen, sich für eine mögliche Mobilmachung in Bereitschaft zu halten. Noch am selben Tag telegraphirt Cambon, Deutschland werde nicht zu vermitteln suchen, sondern mit aller Kraft Oesterreich stützen; die ungewöhnliche Flauheit der berliner Börse sei auf die serbische Sache zurückzuführen. In Wien ist seit dem dreizehnten Juli, aus dem Bericht des Ministerialrathes Von Wiesner, bekannt, daß Hof und Regierung Serbiens mit dem Attentat keinerlei Gemeinschaft haben. Dennoch will man „ein Ende machen und Serbien wie einst Polen behandeln“, also zerstückeln. Durch die Erregung der kroatischen Serben wird Tisza zu Einspruch bestimmt. Der Deutsche Botschafter Tschirschky ist für die Anwendung harter Gewalt, betont aber auffällig laut, daß man in der berliner Reichskanzlei nicht ganz so denke. Rußland ist mit Serbien darin einig, daß der Untersuchung jede mögliche Hilfe gewährt, jeder Schuldige gestraft, jeder revolutionäre Verband aufgelöst, doch der Versuch, Serbien schmähdlich zu demüthigen und zu entehren, zurückgewiesen werden müsse. In London hat Greys Arbeit früh begonnen. Er sieht beim Lord Haldane den Hamburger Ballin, der seine kissinger Kur unterbrochen hat, um zu hören, ob ein anglo-russisches Marineabkommen, wie in Berlin behauptet wird, abgeschlossen worden sei, und antwortet dem liebenswürdigen Klugen: „Wir haben nichts abgeschlossen. Von den Bundesgenossen werden uns manchmal Wünsche angedeutet, die wir nicht erfüllen können. Möchten Sie nicht dafür wirken, daß man in Berlin eben so handle? Da ist jetzt die serbische Sache; sie kann gefährlich werden, wenn Deutschland nicht Oesterreich zu Mäßigung mahnt.“ In Gesprächen mit den Botschaftern weist er in seiner leisen Art immer wieder auf die Pflicht, zunächst festzustellen, ob serbische Behörden an dem Attentat mitschuldig seien; „ist die belgrader Regierung außerhalb aller Schuld, dann läßt das wiener Vorgehen sich nicht rechtfertigen und Europas Oeffentliche Meinung wird und muß es verdammen.“ In den letzten Tagen vor der Veröffentlichung des Ultimatums sagt er: „Die Vorstellung eines zwischen Großmächten entbrennenden Krieges ist mir widrig; und geradezu abscheulich der Gedanke, dieser Krieg könne Serbiens wegen entstehen. Die Befristung, die aus der wiener Note ein Ultimatum machen würde, müßte ich sehr bedauern; nach

einer Woche würde, auch für Rußlands Oeffentliche Meinung, mit deren Aufbrausen zu rechnen ist, die Sache anders aussehen und eine Frist kann, wenn sie nöthig wird, noch später gesetzt werden. Die jetzt entstandene Lage kann unabsehbar schreckliche Folgen haben. Werden vier europäische Großmächte, Oesterreich-Ungarn, Deutschland, Rußland, Frankreich, in einen Krieg gerissen, dann steigen die Kosten ins Ungeheure, der Welthandel, die Industrie und die Kreditgrundlage Europas wird zerstört, ein Zustand geschaffen, der modernen Industriestaaten schwerer erträglich würde als den alten der von 1848, und viel vom Erdboden verschwinden, wer auch schließlich in solchem Völkerkrieg siegt. Dem Botschafter Grafen Mensdorff, der meinte, der Friede hänge jetzt ganz und gar von Rußlands gutem Willen ab, habe ich geantwortet: wie, nach der Redensart des Volksmundes, zum Streit, so gehören auch zum Frieden Zwei. Das dürfe man in so kritischer Zeit nicht vergessen. Oesterreich-Ungarn und Rußland müssen zunächst unmittelbare Verständigung erstreben.“

Wenn die Triple-Entente, die Wochen lang Zeit zu Vorbereitung hatte, Krieg und Umstellung der Machtgewichte will und die Stunde zur „Vernichtung“ der mitteleuropäischen Kaiserreiche günstig glaubt, braucht sie nach dem Ultimatum nur den Serben zu sagen: „Lehnet ab; wir helfen Euch.“ Sie handelt anders; giebt ihrem Staunen darüber, daß die Note überreicht wurde, während die Herren Poincaré und Viviani auf der Ostsee heimfahren, höflichen Ausdruck und bittet, die kurze Beantwortungsfrist zu verlängern. Erstes Nein. Allgemein ist das Urtheil: Wenn Wien auf der Forderung besteht, von seinen Beamten in Serbien die Untersuchung führen zu lassen, wird die Souverainetät und Unabhängigkeit des Königreiches verletzt. Ist nicht wenigstens an dieser Stelle, im fünften Punkt des Ultimatus, eine mildere Fassung zu erreichen? Nein. Graf Mensdorff muß guten Glaubens in London die unwahre Angabe machen, Serbien habe in den seit dem Mord vergangenen Wochen in Wien kein Zeichen von Mitgefühl oder Bereitschaft zu Ermittlung gegeben. Unwahr; denn es hat gleich nach dem Attentat erklärt: „Wir verdammen das abscheuliche Verbrechen, sind unserer internationalen Pflichten bewußt und wollen gegen jeden Serben, dessen Mitschuld erwiesen wird,

in unserem Land sofort das Verfahren eröffnen.“ Nun telegraphirt Prinz-Regent Alexander an Nikolai: „Man muthet uns zu, binnen achtundvierzig Stunden Alles anzunehmen. Alle mit dem Ansehen eines unabhängigen Staates irgend vereinbaren Bedingungen und alle, zu denen Eure Majestät uns rathen, werden wir annehmen; und streng Jeden bestrafen, der zu dem Attentat mitgewirkt hat. Einzelnen Forderungen könnten wir erst nach Aenderung von Staatsgesetzen genügen. Die Frist ist zu kurz. Nach dem Ablauf kann das austro-ungarische Heer, das sich an unserer Grenze zusammenzieht, uns sofort angreifen. Weil Vertheidigung dann unmöglich ist, bitten wir Eure Majestät, uns so schnell wie möglich Beistand zu gewähren.“ Erst nach drei Tagen antwortet der Zar: „Die Lage ist der Gegenstand meiner ernstesten Aufmerksamkeit und meine Regierung bemüht sich mit aller Kraft um den Ausgleich der entstandenen Schwierigkeiten. Ich zweifle nicht, daß Eure Hoheit und die Königliche Regierung uns die Arbeit erleichtern und alles Erdenkliche versuchen werden, um eine Lösung zu finden, die dem Graus neuen Krieges vorbeugt und dennoch Serbiens Würde wahrt. So lange uns aber auch nur die kleinste Hoffnung bleibt, Blutverguß meiden zu können, müssen wir mit aller Anstrengung unserer Kräfte diesem Ziel zustreben. Erreichen wir es, wider unseren aufrichtigen Wunsch, nicht, dann darf Eure Hoheit gewiß sein, daß Rußland niemals dem Schicksal Serbiens gleichgiltig zuschauen wird.“ Herr Sasonow bittet, den Botschafter Grafen Szapary zu privatem Meinungs-austausch mit ihm zu ermächtigen; dann werde man hoffentlich Formeln finden, die den Wienern ausreichend scheinen und die Belgrad annehmen kann. Auf Sasonows Ersuchen wird die Bitte von drei Großmächten unterstützt. Vergebens. In einer Cirkularnote, die nur objektiv unwahre Angaben enthält, betont die Kaiserliche Regierung des Deutschen Reiches „mit allem Nachdruck“, daß die Frage nur zwischen Oesterreich und Serbien zu erörtern sei und die Einmischung einer anderen Macht, wegen der auf beiden Seiten giltigen Vertragspflichten, „unabsehbare Folgen haben könnte“.

Sir Edward Grey läßt sich nicht abschrecken. Er wollte in Petersburg erst, wenn das austro-russische Verhältniß schwie-

rig würde, zu Mäßigung mahnen; fühlt sich aber durch die tolle Schroffheit der wiener Forderungen entwaffnet und hofft nur noch auf das gemeinsame Wirken der nicht unmittelbar in Serbien interessirten Mächte, Deutschlands, Englands, Frankreichs und Italiens. Sein Standpunkt ist von der ersten Stunde an unvernebelt klar: Wir haben nicht Serbiens Schuld noch Oesterreichs Recht zu prüfen, sondern alles zu Vermeidung eines europäischen Großmächtekrieges irgend Mögliche zu thun. Im Verkehr mit Serbien ist er nicht weiter gegangen als bis zu dem Rath, die unbedingte Ablehnung zu meiden und innerhalb der gesetzten Frist alles irgendwie Annehmbare anzunehmen. Der Englische Botschafter Buchanan warnt Rußland vor hastiger Mobilmachung, auf die Deutschland wahrscheinlich mit der Kriegserklärung antworten würde. Grey weiß genau, daß Frankreich und Italien die Erhaltung des Friedens eben so aufrichtig wünschen wie England; erkennt aber sogleich die Unwirksamkeit jedes Vermittlerstrebens, dem Deutschland fern bliebe: denn Oesterreich werde nur auf seinen starken Bundesgenossen hören. Dessen Aufgabe werde durch Serbiens nachgiebige Antwort nun zum Glück sehr erleichtert. Zuerst könnten die drei Botschafter in London mit Grey konferiren. Das, sagt Herr von Jagow (der Aehrenthals und Bülow's Noten über Bosnien im Gedächtniß hat), wäre ein Schiedsgericht, also nur nach gemeinsamem Antrag Oesterreichs und Rußlands möglich. Grey: „Kann Oesterreich gegen Serbien Krieg führen und Rußland dennoch befriedigen, so haben wir nichts zu sagen. Greift aber Rußland ein, dann drohen die ‚unabsehbaren Folgen‘, von denen die deutsche Regierung sprach, und der größte und schrecklichste aller je erblickten Kriege kommt in Sicht. Wir wollen nur diplomatische Schritte thun, können in dieser Stunde aber unsere Seestreitkräfte nicht zerstreuen. Serbien hat in seiner Antwort sich tiefer gedemüthigt als je zuvor irgendein Land und ich bin schmerzlich enttäuscht, zu hören, daß diese Antwort in Wien als glatte Ablehnung aufgefaßt wird.“ Sasonow, dessen „Versöhnlichkeit“ Buchanan rühmt, telegraphirt: „Der Deutsche Botschafter findet Serbiens Antwort ungenügend. Aus dem Gespräch mit ihm habe ich den Eindruck, daß Deutschland das schroffe Vorgehen Oesterreichs durchaus nicht miß-

billigt. Die Haltung des berliner Kabinetts, das die Macht hatte, die Weiterentwicklung dieser ganzen Krisis zu hindern, das sich von vorn herein aber jedem Einfluß auf den Bundesgenossen enthalten zu haben scheint, macht mich sehr besorgt. Mir scheint, ein englischer Versuch, die Kaiserliche Regierung zu Einwirkung zu bestimmen, könnte jetzt noch eher als jeder andere Erfolg haben. Die Entscheidung liegt in Berlin. Dort ist der Pivot. Darüber kann kein Zweifel mehr bestehen.“ Noch am Achtundzwanzigsten, als, nach begonnenem Vormarsch, den Serben der Krieg erklärt und die Beschießung serbischer Donaudampfer begonnen wird, lehnt Graf Berchtold „ruhig und bestimmt“ jede Verhandlung auf der Grundlage der serbischen Antwort ab und sagt, in dieser Sache habe Oesterreich nur mit Serbien zu thun. Grey an den Botschafter Goschen: „Wenn der Reichskanzler Oesterreich-Ungarn bestimmen kann, Rußland zu beruhigen, und wenn dadurch der Krieg zwischen diesen Großmächten vermieden wird, werden wir, Alle, für die Erhaltung des Friedens uns Seiner Excellenz zu aufrichtigem Dank verpflichtet fühlen.“ England, Frankreich und Italien sind bereit, jedem von Berlin aus vorgeschlagenen Verfahren zuzustimmen, das die friedliche Schlichtung des Streites hoffen läßt. Tag und Nacht wird das Bemühen um Ausgleich erneut. Und am dreißigsten Juli schickt Grey an Goschen die Instruktion, die in der Geschichte fortleben wird: „Der Reichskanzler verlangt die Erklärung, wir würden, wenn Frankreich besiegt wird und Kolonialgebiet verliert, ruhig bleiben und uns mit der Versicherung begnügen, daß Deutschland kein Stück europäischen Franzosenlandes annektiren will. Solche Neutralitätswahrung ist schon deshalb unmöglich, weil Frankreich, auch wenn es kein europäisches Land verliert, so niedergerungen werden kann, daß es nicht mehr Großmacht ist und Deutschlands politische Vormundschaft hinnehmen muß. Auch ohne diese Erwägung aber wäre der uns zugemuthete Pakt auf Frankreichs Kosten eine Schmach, ein untilgbarer Fleck auf der Ehre Großbritanniens. Der Reichskanzler fordert weiter, daß wir alle im eigenen Interesse und in dem der belgischen Neutralität übernommenen Pflichten verschachern; gegen dieses Ansinnen sträuben wir uns mit der äußersten Willenskraft. Nach solchen

Zumuthungen ist zu überlegen, ob ein künftiger deutsch-britischer Neutralitätsvertrag so große Vortheile bieten könnte, daß die Hoffnung auf ihn uns bestimmen dürfte, jetzt schon unsere Hände binden zu lassen. Wir müssen unsere volle Freiheit wahren, so zu handeln, wie uns nothwendig scheint; nur dann können wir die unheilvollen und bedauerlichen Folgen der vom Reichskanzler vorausgesehenen Krisis überwinden. Berichten Sie dem Kanzler in diesem Sinn und sagen Sie mit stärkster Eindringlichkeit, die gemeinsame Wahrung des europäischen Friedens sei das beste Mittel, Großbritannien und Deutschland in guten Beziehungen zu erhalten. Die werden sich von selbst noch bessern und kräftigen, wenn wir das Ziel, die Friedenssicherung, erreichen; und an unserem aufrichtig guten Willen soll es niemals fehlen. Ich möchte noch Etwas hinzufügen. Wenn wir über diese Krisis hinwegkommen und den Frieden wahren, werde ich mich bemühen, ein Abkommen zu erlangen, das Deutschland miteinschließt und ihm die Sicherheit giebt, daß Frankreich, Rußland und Großbritannien niemals, weder einzeln noch gemeinsam, eine ihm oder seinen Bundesgenossen feindsälige Politik treiben werden. Solches Abkommen wünschte und erstrebte ich schon während der letzten Balkankrisis; und weil Deutschland damals den selben Wunsch hegte, wurde die Besserung unseres Verhältnisses fühlbar. Bisher galt der Gedanke als so utopisch, daß er als Stützpunkt bestimmter Vorschläge nicht zu brauchen war; kommen wir aber heil über die Krisis von heute, die schwerste, die seit vielen Menschenaltern Europa plagte, hinweg, dann, hoffe ich zuversichtlich, wird der Rückstrom des Bewußtseins und das Gefühl der Erleichterung, die darauf folgen müssen, eine klarere Verständigung der Mächte ermöglichen, als zuvor erreichbar war.“ An dem selben Tag, an dem Sir Edward Goschen diese Sätze Greys dem Kanzler vorliest, wird ins Kaiserschloß eine Depesche des Zars gebracht, der zu Wilhelm spricht: „Die militärischen Beschlüsse sind schon fünf Tage alt und ausschließlich zur Abwehr der österreichischen Vorbereitungen bestimmt. Von ganzem Herzen hoffe ich, daß sie Deine Vermittlerarbeit, die ich sehr hoch schätze, nicht hemmen werden. Wir brauchen Deine kräftige Einwirkung auf Oesterreich, damit es sich zu Verständigung

mit uns entschließt. Aus Deinem Willen zur Mitarbeit schimmert mir noch eine Hoffnung auf friedlichen Ausgang der Sache. Unsere Wehrvorbereitungen wurden durch die österreichische Mobilmachung bedingt; sie einzustellen, ist technisch unmöglich. Der Wunsch, Krieg zu führen, liegt uns ganz fern; so lange unser Gespräch mit Oesterreich über die serbische Angelegenheit währt, wird mein Heer jede herausfordernde Haltung meiden. Darauf gebe ich Dir mein Ehrenwort. Wie auf Fels baue ich auf Gottes Gnade. Zum Heil unserer Länder und des Europäerfriedens wünsche ich Deiner Vermittlung in Wien volles Gelingen. Herzlichst Dein Nikolai.“ In der folgenden Mitternacht forderte der Deutsche Botschafter in Petersburg die Demobilisation, auch an Rußlands österreichischer Grenze, binnen zwölf Stunden; sonst müsse der Deutsche Kaiser die Mobilmachung befehlen. In der Kriegserklärung, die der Botschafter nach dem Ablauf der zwölf Stunden Herrn Sasonow brachte, standen zwei Fassungen, eine für Nein, eine für Schweigen . . .

Nikolais Minister hatte selbst zwei Verständigungsformeln vorgeschlagen. Die Erste: „Wenn Oesterreich von der Erkenntniß, daß aus der austro-serbischen eine europäische Frage geworden ist, sich bestimmen läßt, in seinem Ultimatum auf die mit Serbiens Souverainrechten unvereinbaren Forderungen zu verzichten, stellt Rußland seine Wehrvorbereitungen ein.“ Daran knüpft Herr Sasonow die Bitte, alles von Berlin aus zu sicherer Friedenswahrung irgend Mögliche zu thun; aber auch zu bedenken, daß Rußland nicht Verhandlungen führen könne, deren Zeitraum von Deutschland und Oesterreich nur zu stiller Vollendung ihrer militärischen Bereitschaft ausgenützt wird. Herr von Jagow hatte geantwortet, er glaube nicht, daß Oesterreich diese Formel annehmen könne. Sie war, auf Greys Wunsch, dann geändert worden; und die von den Westmächten unterstützte Fassung lautete: „Wenn Oesterreich sein Heer auf serbischem Boden Halt machen läßt, wenn es anerkennt, daß aus dem austro-serbischen Zwist eine Frage von europäischer Bedeutung geworden ist, und damit einverstanden sein will, daß die Großmächte wägen, welche Genugthuung Serbien, ohne seine Unabhängigkeit und souverainen Staatsrechte zu gefährden, der Re-

gierung Oesterreich-Ungarns gewähren könne, verpflichtet Rußland sich, in abwartender Haltung zu beharren.“ Fruchtloses Mühen. Greys Note vom dreißigsten Juli war das weitaus werthvollste Angebot, das aus Britanien jemals nach Deutschland kam; das leidige System der zwei, seit zehn Jahren einander unfreundlichen Gruppen sollte fallen und aus der Triple Entente ein einträchtiger Großmächtebund, der Keim zu Vereinigten Staaten von Europa werden. Der Reichskanzler gab dem Botschafter Goschen keine sachliche Antwort; er sei im Augenblick (der Empfang war am letzten Julimorgen) so überbürdet, daß er fürchten müsse, den Inhalt der Verbalnote nicht genau im Gedächtniß zu bewahren, und bitte zunächst deshalb um eine Abschrift. Die hat er erhalten; in keinem Aktenbuch ist eine Antwort zu finden. In die Stunde, in der Oesterreich sich, endlich, bereit erklärte, den Inhalt seines Ultimatus mit Rußland zu besprechen, und Herr Sasonow diesen Fortschritt, der ihn aufathmen ließ, nach London meldete, platzte mit Donnersgekrach Deutschlands Verlangen schleuniger Demobilisirung, dem Rußland, gar nach den fast kindlich devoten Vermittlungsbitten des Zars, sich nicht beugen konnte. Der österreichische Vormarsch gegen Serbien hatte schon am sechsundzwanzigsten Juli begonnen. Nur Nikolai Alexandrowitsch, der dem Militärwesen und der Neigung in Krieg fernste aller Zaren, konnte nach dem von Deutschland unterstützten Versuch, das in Glauben und Stamm verwandte Serbien niederzuwerfen und die Machtordnung im Balkangebiet zu ändern, so lange vor dem Befehl zur Mobilmachung zaudern. Jeder Staatsmann, Diplomat, Politiker, der die Geschichte Rußlands und Serbiens kennt, hat mirs bestätigt. Weder der dritte noch der zweite Alexander hätte gewartet. Der Glaube, durch die russische Mobilmachung sei der Krieg unvermeidlich geworden, konnte nur aus militaristisch geschulten Hirnen wachsen, denen Bürgergeschichte Schnurrpfeiferei und Staatsmannskunst nicht viel mehr als Phraseologie ist. Greys sanfte Seele klammert sich an einen Strohhalm. Noch immer, schreibt er, „lebt in mir die Hoffnung, daß nicht Alles unrettbar verloren ist; da aber Deutschland nun sein Heer mobilisirt, ist uns, denen ein Vertrag Pflichten auferlegt, höchst wichtig, zu wissen, ob die deutsche

Regirung bereit ist, Belgiens Neutralität so lange zu achten, wie sie nicht von einer anderen Macht verletzt wird.“ Die Antwort knickt den Strohalm. Nun wird Verhängniß.

Mit der deutschen Kriegserklärung hatte sich ein Telegramm Nikolais gekreuzt, das wie der Nothschrei eines Bangen klang: „Daß Du Dich zu Mobilisirung verpflichtet fühlst, begreife ich; möchte aber von Dir die selbe Bürgschaft, wie ich sie Dir gebe, haben, die nämlich, daß diese Vorbereitung nicht Krieg bedeutet und wir die Verhandlungen fortführen, zum Wohl unserer beiden Länder und zur Wahrung des allgemeinen Friedens, an dem unser Herz hängt. Unserer lange erprobten Freundschaft wird, mit Gottes Hilfe, gelingen, einem Blutverguß vorzubeugen. Vertrauensvoll erwarte ich Deine Antwort.“ Da Wilhelm „kategorisch“ ein „unzweideutiges“ Ja oder Nein als Antwort auf sein Ultimatum gefordert hatte, trat der Zar scheu hinter seinen Minister zurück. Dessen Cirkularnote vom zweiten August sagte: „Offenbar ist Deutschlands Absicht, die Verantwortlichkeit für den Bruch auf uns abzuschieben. Wir mußten mobilisiren. Oesterreich beschränkte sich in Gespräche, deren Zweck Zeitgewinn war, beschloß Belgrad und bereitete die allgemeine Mobilmachung vor. Wenn wir in solcher Stunde nicht alles von Vorsicht Empfohlene gethan hätten, wären wir, als die Herausgeforderten, mit furchtbar schwerer Verantwortung belastet. Seine Majestät der Zar hatte sich mit seinem Wort dem Deutschen Kaiser verpflichtet, für die Dauer unseres Gespräches mit Oesterreich keine feindselige Handlung zuzulassen. Im Besitze solchen Ehrenpfandes und nach allen Beweisen russischer Friedensliebe hatte Deutschland nicht das geringste Recht zu Zweifel an der Wahrhaftigkeit unserer Erklärung, daß wir jeden Ausweg, auf dem der Friede zu erhalten, Serbiens Würde und Unabhängigkeit zu schirmen war, stets mit Freude betreten würden. Ein anderer Ausgang der Sache wäre nicht nur mit unserer eigenen Würde unvereinbar gewesen, sondern hätte auch das Gleichgewicht Europas aufgehoben und dem Deutschen Reich die Hegemonie verschafft. Unendlich wichtiger als der Vorwand, der den Konflikt entstehen ließ, ist diese europäische Bedeutung des Streit es, ja, seine Bedeutung für die Weltentwicklung. Der Ent-

schluß, in der Stunde noch zwischen den Mächten fortzu dauern der Verhandlung uns den Krieg zu erklären, belädt Deutschland mit dem Gewicht drückender Verantwortlichkeit.“

☞ In dem (zu wenig beachteten) Schlußbericht über sein wiener Botschaftererlebnis sagt Sir Maurice de Bunsen: „Die berliner Regierung behauptet hartnäckig, bis in die letzte Minute Englands Vermittlervorschläge in Wien gefördert zu haben. Sind ihrem Botschafter, Herrn von Tschirschky, solche Weisungen zugegangen, so hat er in deren Ausführung sich weder meiner Mitarbeit noch der meiner Kollegen aus Frankreich und Rußland bedient; ich erfuhr auch niemals, was ihm am Ballhausplatz geantwortet worden sei. Der Russische Botschafter, Schebeko hielt mich stets auf dem Laufenden; und von ihm weiß ich, daß ihn noch am dreißigsten Juli, also nach Rußlands Mobilmachung gegen Oesterreich-Ungarn, der Minister Graf Berchtold in der freundschaftlichsten Weise empfing und der Wiederaufnahme des petersburger Gespräches zustimmte. Von diesem Tag an wurde die Spannung zwischen Deutschland und Rußland viel straffer, als die zwischen Rußland und Oesterreich noch war, deren Verständigung seitdem durchaus möglich schien. Herr Schebeko hat sich bis in die letzte Minute mit dem regsten Eifer um die Friedenserhaltung bemüht, immer die Sprache des Versöhnung Suchenden gesprochen und mir erzählt, daß er auch in den Reden der Grafen Berchtold und Forgach das selbe Streben gespürt habe. Er war zu jeder irgendwie annehmbaren Verständigung bereit und ermächtigt. Aber alle Fäden wurden, leider, durchschnitten, als der Streit auf den gefährlicheren Boden deutsch-russischer Zwietracht übertragen worden war und die berliner Ultimata in Petersburg und Paris überreicht wurden. Nach Menschenvoraussicht hätte der Zeitgewinn von ein paar Tagen Europa vor einem Unglück bewahrt, wie es, von solcher Tragweite, die Geschichte kaum je verzeichnet hat.“ Im französischen Abgeordnetenhaus sprach am vierten August Ministerpräsident Viviani: „Serbien hatte sich fast ohne Vorbehalt unter das Joch der österreichischen Forderungen gebeugt. Zu diesem Unterwerfungsbeschluß, der Oesterreich-Ungarn einen Erfolg, dem europäischen Frieden eine Bestandsbürgschaft brachte, hatte,

wie ich aussprechen darf, der Rath Englands, Frankreichs, Rußlands in Belgrad beträchtlich mitgewirkt. Mit berechtigtem Staunen hörten wir dann, Oesterreichs Gesandter in Belgrad habe, nach einer Durchsicht, die nur wenige Minuten dauerte, die serbische Antwort für ungenügend erklärt und die Beziehungen abgebrochen. Dieses Staunen wuchs, als der Deutsche Botschafter in Paris und Petersburg die Lokalisierung des austro-serbischen Zwistes forderte und für den Fall des Eingriffes anderer Mächte mit 'unabsehbaren Folgen' drohte. Dennoch haben wir mit unseren Freunden und Bundesgenossen alles zu friedlicher Schlichtung des Streites Erdenkbares versucht, Deutschland zu Mitarbeit an diesem Versuch eingeladen, aber von der ersten Stunde an mit Betrübnis gemerkt, daß unserem Wunsch aus Berlin kein Echo antwortete. In der Sekunde, die in Petersburg eine zu freundlicher Verständigung brauchbare Formel auftauchen sah, wurde dort das deutsche Ultimatum vorgelegt, das gerade nach dem Vertrauensausdruck des Kaisers Nikolai, der die Vermittlung des Deutschen Kaisers erbat, tief verletzen mußte. Uns hat Deutschland nichts verzuwerfen. Die Wunde, die es unserer Flanke schlug, haben wir ein Halbjahrhundert lang still ertragen und damit dem Frieden das größte Opfer gebracht, das in der Weltgeschichte je sichtbar wurde. Andere Opfer nahmen wir in den vielen Erörterungen, die seit 1904 in Marokko und anderswo systematisch von der kaiserlichen Diplomatie erzwungen wurden, in der selben Absicht auf uns. Nutzlose Opfer, unfruchtbare Verhandlung, ertragloses Mühen; denn heute werden wir, mitten in der Arbeit zu Versöhnung, von Deutschland jäh überfallen. Kein Redlicher kann uns für die Angreifer halten. Laut verkünden wir, daß der Angriff sich gegen die Freiheit Europas richtet, deren Bürgen zu sein unser und unserer Genossen Stolz ist. Gegen die Freiheit geht es, sie werden wir vertheidigen und alles Andere war leerer Vorwand. Frankreich hat den Krieg nicht gewollt und alles Erdenkliche gethan, um ihn abzuwenden. Und nie hat ein Staatsmann mit so dunkel umwölkter Stirn wie am dritten August Sir Edward Grey ein Volk in Krieg gerufen. „Der belgische Gesandte hat mir soeben mitgetheilt, daß seine Regierung den deutschen Antrag (den Durchmarsch

zu erlauben), weil die Annahme wider die Nationalehre wäre, abgelehnt habe und fest entschlossen sei, mit all ihrer Macht sich gegen den Bruch des Neutralenrechtes zu wehren. Diese Mittheilung werden wir nun ernstlich erwägen. Mehr will ich darüber nicht sagen.“ Kein Trompetenton, nicht das schüchternste Wörtchen der Hoffnung auf Sieg; früh schon die Erkenntniß, daß dieser Krieg den wütesten Graus bereite, den Satanas ersinnen konnte. Zwei Jahre danach spricht der selbe Mann: „Wir wollen nach eigenem Willen leben und anderen Völkern die Freiheit ihres Wollens lassen; auch von spektakulären Diplomaten, ewiger Kriegsgefahr, schimmernder Wehr, Säbelgerassel und Allerhöchsten Kriegsherren wollen wir frei werden. Die Deutschen haben alles Erfindergenie zu Zerstörung von Menschenleben aufgeboten und ihre Feinde gezwungen, sich selbst in so abscheulichen Kriegsbrauch zu gewöhnen. Soll Wissenschaft die Menschheit vernichten, der sie doch dienen müßte? Die Deutschen glauben, ihre Kultur sei jeder anderen so überlegen, daß sittliche Pflicht befehle, sie der ganzen Welt aufzuzwingen. Was diese Kultur leistet, zeigt jetzt der Krieg; soll sie sich noch in einem Gemetzel offenbaren, das alles Leben vertilgt? Preußens Herren können sich keinen anderen Frieden vorstellen als eisernen, der alle Völker deutscher Willkür unterwirft; und begreifen nicht, daß freie Menschen lieber sterben als sich in solches Joch ducken wollen.“ Kein Triumphlied. Der Blick des Sprechers ist noch so düster wie auf der Schwelle des Schreckensgebäudes.

Nein: in Ost und West hat kein Verantwortlicher „sich leicht gedacht“; und niemals war der Krieg Verhängniß, dem Staatskunst das deutsche Volk nicht entwinden konnte. Auch den von Millionen Zungen beleckten Märenbrei von der „unvergleichlich genialen Führung des Krieges“ können wir in der Helle nicht mehr schlucken; wir wissen, daß (wie, nach Bismarcks zäh bewahrter Meinung, schon 1870) das Heer besser war als die besten Führer und daß auf der höchsten Sprosse technische Meisterschaft, doch kein Schöpferhirn gebot. Das Ethos dieser Kriegsführung ermißt der Rückblick auf die amtlichen Berichte, die uns noch vor einem Jahr, lange nach dem „schwärzesten Tag“, als einzige Kost, aufgetischt wurden; wird ganz aber erst der (in Haufen besonders aus Rumä-

nien und Serbien gesammelte) Anklagestoff erkennen lehren, von dem das im berliner Verlag Engelmann erschienene Heft „Lille“ eine Probe giebt. Deutschlands Schmerzenerlebnis darf nicht in Grotteske ausmünden. Die aber würde, wenn der kindische oder schamlose Versuch gelänge, Heimath und Heer, Schwärmer und Warner, Marxisten und Juden für das Unglück haftbar zu machen und in die Glorie nur das Fähnlein Derer zu heben, die den Krieg ersehnt und erzwungen, geschlürft und weit über die Vermögensgrenze der Nationalkraft hinausgezerrt und, weil ihr Auge von Dünkel geblendet war, verloren, allzu spät die nahe Lawine erblickt haben. „Bedenk' es wohl; wir werdens nicht vergessen.“ Ein Wall aus Apologetenbüchern wehrt nicht der Götzendämmerung. Was die verschüttete Zeit große Politik nannte, ist dem neuen Tag Deutschlands versagt. Statt ihn durch erkünsteltes Gefunkel, durch Klüngelgefunker mit rachsüchtiger Macht zu schänden, müssen wir andächtig trachten, den Staat der Deutschen in höhere Weihe zu läutern. Sie werde Ziel. Die Helden, die Götter von gestern verhießen wildem Trieb Sättigung; nicht nur, weil ihre Verheißung trog, sind sie uns heute Götzen. Unser Sehnen sucht ringsum den Staatsmann, vor dem, weil er die Seele der ihm Folgsamen geadelt habe, Platons vor stämmigen Eroberern und Bändigern starr aufrechter Sokrates sich zu Ehrerbietung beugen wollte.

Chronikon

Wird wieder Unheil? Dreimal, mindestens, in jeder Woche lesen wir jetzt Preßdepeschen, die melden, daß die Vereinigten Staaten unmittelbar vor einem Krieg stehen. Meist ists der Krieg gegen Mexiko (dieses Allegro Furioso gehört längst, wie das gelbe Laub und das Rebhuhn, zu den Spätsommererscheinungen); manchmal ists der gegen Japan; einmal wars auch schon der Zweifrontenkrieg gegen Beide. Und fast immer werden der Meldung freundliche Glossen angeflickt. „Der wahre Zweck der amerikanischen Rüstung wird auch Blinden nun wohl sichtbar.“ Oder: „Da sieht man, was von dem Gerede über den Völkerbund und den letzten Krieg, dem keiner mehr folgen dürfe, zu halten ist.“ Nicht einmal bis zu dem niedrigen Witz, daß der Pazifismus aufhöre, wo der

Pacific anfangs, schwangen die Hastigen sich auf. Jetzt aber heißt: Amerikanische Politiker von Ruf haben an den Präsidenten der United States geschrieben, wenn Japan im Besitz von Schantung bleibe, sei der Krieg unvermeidlich. Spricht diese Meldung Wahrheit, dann wäre jede Hypothek auf den Frieden der Neuen Welt unsicher. Denn freiwillig wird Japan auf Stützpunkte in Schantung nicht verzichten.

Der russische Ministerpräsident Graf Witte hat mir vor Jahren einmal erzählt, wie eindringlich ihn der alte Li-Hung-Tschang gewarnt habe, Rußland dadurch in Konflikt mit Japan zu bringen, daß es bis an die Südküste von China vordringe, die Japan als den Herrschbereich seiner Zukunft betrachte. Als Li bei der Krönung Nikolais Alexandrowitsch den Mandschukaiser vertrat, beschwor er Witte beinahe zärtlich, die Eisenbahn nur bis Wladiwostok zu bauen, deren Gleisstrecke er durch die Konzession für die Linie Nerstchinsk-Tsitsikar-Wladiwostok um sechshundert Kilometer verkürzen wolle, aber keinen Strang südwärts zu legen. Seufzend hat er dann, im April 1896, auf Drängen des Auswärtigen Ministers Fürsten Lobanow (der zugleich mit dem von Japan zur Krönung gesandten Marschall Yamagata einen Vertrag über die „Unabhängigkeit“ Koreas schloß), seinen Namen unter den Vertrag gemalt, der Port-Arthur und die Kiautschau-Bucht den Russen als Flottenstützpunkt überließ; und hat, ehe er abreiste, die Warnung noch wiederholt. Li-Hung-Tschang, der in unseren Tagen wohl der klügste Staatsmann des Fernen Orients war (als er den alten Bismarck in Friedrichsruh besuchte, blickten die tiefverschneiten Gipfel zweier Welten einander an), kannte das Reich der aufgehenden Sonne besser als irgendein Anderer, der nicht dort geboren ist. Nur sein müdes Auge lächelte, wenn Jemand sagte, Japan werde nicht den Fehler wiederholen, den das Inselreich des Westens, Britanien, machte, als es mit Waffengewalt auf das Festland überzugreifen, sich eine französische Provinz anzueignen versuchte. Dieses dicht verschleierte Lächeln der Iris schien zu fragen, ob der europäische Sprecher sich etwa einbilde, das ganz von seinem verschiedene Hirn eines Asiaten, gar eines aus Nippon, zu verstehen. Die Prophetie des gelben Greises wurde bestätigt.

Ueber Korea, wo eine Hofclique russischer Spekulanten raschen Gewinn suchte, hätte man sich vielleicht verständigt; weil Rußland auf die Liau-Halbinsel vordrang, kam es zum Krieg. Und als Rußlands Flagge vom Gelben Meer verdrängt, Port Arthur japanisch geworden war, blieb in Tokio noch immer wachsam das Mißtrauen vor jeder Macht, deren Hand sich auf die chinesische Südküste legen könne. Korea, Liautung, Sachalin: Das, Alles, vermochte den Wunsch, auch in Schantung stärker als jeder Andere zu sein, nicht auszujäten.

Während des Weltkrieges, im April 1916, machte Deutschland den Versuch, einen Sonderfrieden mit Rußland und Japan zu schließen. Der Deutsche Gesandte in Stockholm, Freiherr von Lucius, dem Herr Stinnes, der verwegenste Großindustrielle des Rheinlandes, in diesem (hier schon erwähnten) Fall assistirte, ermöglichte eine Zusammenkunft mit dem japanischen Gesandten Usida, der den Deutschen aber sagte, Japan brauche keinen schnellen Friedensschluß und könne eben so wenig wie Rußland daran denken, sich von den Genossen zu trennen. In einem zweiten Gespräch bot Herr von Lucius, dessen geschmeidiger Eifer in dem schwarzen Jahrfünft viel Nützliches erlangt hat, eine Prämie an. Wenn Japan den Frieden vermittele, werde Deutschland ihm alles in China besetzte Gebiet abtreten und Entschädigung nur von den Kosten des Eisenbahnbaues, sonst nur Ersatz des deutschen Privateigenthumes fordern. Aus dem Hintergrund schien ein Bündnißangebot zu schimmern. In der richtigen, nur allzu späten Erkenntniß, daß der deutsche Besitz in Schantung (dessen Erwerb Admiral Tirpitz empfohlen hatte) die Freundschaft mit Japan hindere, ließ die deutsche Regierung die Hoffnung ausdrücken, nach solchem Abschluß werde das deutsch-japanische Verhältniß viel intimer als zuvor werden. Neben der Prämie stand, wie von dem alten kaiserlichen Deutschland zu erwarten war, die Drohung. Wenn man in Tokio die Vermittlung ablehne, werde sie eine andere Regierung übernehmen und Japan um seinen Nutzen kommen. Herr Usida sagte, da er zu irgendwelcher Verhandlung nicht Vollmacht habe, könne er nur an seine Regierung berichten. Die ließ durch ihren petrograder Gesandten, Marquis Motono, dem Minister Sasonow die deutsche Offerte vorlegen. Herr Sa-

sonow antwortete, er könne deutsche Friedensbedingungen nur anhören, wenn sie zu gleicher Zeit auch in London und Paris mitgetheilt würden. Zwei Monate danach unterzeichnete er den von Motono überreichten Geheimvertrag, dessen Spitze sich gegen Amerika kehrte. Er sollte die Verträge Iswolskijs von 1907 und 1910 und den Vertrag vom achten Juli 1912 ergänzen und verpflichtete für den Fall, daß „eine dritte, Rußland oder Japan feindliche Macht die politische Herrschaft über China erstrebe“, die Kontrahenten zu vertraulicher Erwägung der Abwehrmöglichkeiten. Kam es dann zur Kriegserklärung der „dritten Macht“ an Japan oder Rußland, so war der Partner zu Beistand mit seiner Wehrmacht verpflichtet; Vorbedingung des Beistandes war nur, daß dem Angegriffenen seine Bundesgenossen Waffenhilfe, „die dem Ernst des werdenden Konfliktes in ihren Machtmitteln entspreche“, zugesichert hatten. Der Vertrag sollte bis zum ersten Juli 1921 gelten und „tiefstes Geheimniß“ bleiben.

Der Weltkrieg ging weiter. Und die gegen uns Verbündeten hatten den dringenden Wunsch, daß auch China dem Deutschen Reich den Krieg erkläre. Motono, der inzwischen Minister geworden war, antwortete dem Russischen Botschafter Krupenskij, auch er hege diesen Wunsch, müsse aber die zu Einwirkung auf Peking günstigste Stunde abwarten. Wann diese Stunde gekommen sein werde, deuteten die wichtigsten Sätze des Ministers an. Wenn China den Krieg erkläre, werde es am Ende auch auf die Friedenskonferenz zugelassen; und für diesen Fall müsse Japan sicher sein, daß alle Mächte für seine Rechte auf das in Schantung und in der Südsee besetzte Gebiet mit vollem Gewicht eintreten würden; ohne diese Sicherheit werde die Oeffentliche Meinung nicht billigen, daß die japanische Regierung auch China in den Krieg ziehe. Krupenskij's Eindruck war: Ohne die feste Zusage von Schantung und den Inseln nördlich vom Aequator läßt Japan die Chinesen nicht den Krieg erklären. Offiziell wird Chinas Schwanken mit der Unentschlossenheit seines Präsidenten und mit dem Bedürfniß begründet, vor der Kriegserklärung sich, im Zolltarif und in der Boxerkriegsentschädigung, Vortheile zu sichern, die dann ja auch verbürgt werden. Doch sprechen alle erkennbaren Zeichen

und Merkmale für den Glauben, daß schon damals, in der Zeit vor Chinas Kriegserklärung und vor Amerikas Rüstung, die Mächte der Ehtente in Geheimverträgen Japan als Erben der deutschen Rechte und Privilegien in Schantung und der Südsee anerkannt haben. Im Juni konnte Motono dann im Parlament sagen, trotz dem neuen Grundsatz vom „Frieden ohne Annexionen und Tribute“ brauche Japan für Tsingtau und die Inseln nichts zu fürchten. Auch werde in dem revolutionären Rußland weder das Volk noch die Gossudarstwennaja Duma und am Wenigsten die Regierung in Sonderfrieden mit Deutschland zu verleiten sein. Die Lieferung von Waffen und Munition, der Plan, auf chinesischer Erde eine Waffenschmiede zu schaffen, sind Mittel, den Japanern die Gewalt über Chinas militärische Kräfte zu sichern.

Diese Mittel scheinen dem Minister Motono nöthig. Er hat die Anerkennung einer „Sonderstellung“ Japans in China gefordert und nach dem Abkommen Lansing-Ishy gesagt, dadurch werde nicht nur dem deutschen Gezettel, das zwischen den United States und Japan neue Feindschaft stiften wolle, das Ende bereitet, sondern zugleich den Chinesen bewiesen, daß sie auf americo-japanischen Gegensatz nicht hoffen dürfen. Die Realität dieses Gegensatzes sah Krupenskij dennoch voraus; Japan, schrieb er im Oktober 1917 nach Petrograd, „fordert im Grunde die Kontrolle über Chinas internationale Beziehungen und will keiner anderen Macht gestatten, ohne seine Erlaubniß im Reich der Erdmitte irgendeinen Schritt zu thun.“ Als er die Meinung ausspricht, die Begriffe „Sonderstellung“ und „besondere Interessen“ würden in Washington vielleicht in anderem Sinn als in Tokio ausgelegt werden, deutet Motono an, in solchem Fall werde Japan für seine Auslegung stärkere Machtmittel haben als die Vereinigten Staaten für ihre. Und als der Vollzugsausschuß der russischen Arbeiter- und Soldaten-Sowjets die Rückgabe aller Kolonien an Deutschland, als einen Hauptpunkt des künftigen Friedensvertrages, fordert, kommt aus allen Parteien und Preßprovinzen Japans die Antwort: Niemals geben wir Schantung und die Inseln zurück! So fühlbar, noch in den von den Bolschewiki veröffentlichten Geheimberichten, Japans Wunsch ist, auch mit dem Rußland Miljukows und Kerenskij's

sich gut zu stellen: jede Meldung, daß die petrograder Regierung Amerikanern Konzessionen für Sibirien oder Sachalin gegeben habe, macht die Oeffentliche Meinung Japans so nervös, daß die Russophilie gefährdet wird und der artige Motono dem Botschafter Rußlands derb sagt, in Konsortialbetheiligung an den Bergwerkbetrieben in der Küstenprovinz und auf Sachalin seien, wenn überhaupt an Fremde gedacht werde, nur japanische Kapitalisten einzulassen.

Ist nach diesen Vorgängen der letzten Jahre glaubhaft, daß Nippon freiwillig die Schanze räumen werde? Und wären, trotz den Geheimverträgen, Druckmittel anwendbar, so blieben wunde Hautstellen und Bitterniß in der Seele zurück. Das zarische, vom Wunsch nach Machtweitung durchzuckte Rußland ist nicht mehr; und Japan hat allen Drängern, natürlich, geweigert, zu dessen Wiederherstellung dem Admiral Koltshak Truppen zu stellen. Aber auch als militärisch kräftiger Bundesgenosse steht Rußland auf absehbare Zeit nicht mehr in der Rechnung; und das Wirken der Bolschewikenagenten, der gläubigsten, fanatischsten und deshalb wirksamsten aller Werber, wird Japan, wie Indien, sehr bald spüren. Heute ist es die einzige Großmacht mit geschonten Kräften; Heer, Marine, Kapital, Wirthschaft haben vom Krieg nicht gelitten. Dennoch wäre die Hoffnung, das große Legat von Rußland, das kleine von Deutschland einzustreichen und den Riesenmarkt Chinas allein zu beherrschen, ein thörichter Selbsttrug, der den klugen, manchmal sogar weisen Männern von Tokio und Yokohama kaum zuzutrauen ist. Auch im Kaiserreich des Sonnenaufganges wird Weltwende; soll seine Sonne in den Zenith steigen, dann muß sein Volk, wie jedes, sich in Erdbetrachtung gewöhnen, deren Blickpunkt die Menschheit, nicht ein Einzelvolk, ist. Allzu lange ist auf der ungeheuren Strecke zwischen Riga und Wladivostok, ist zwischen dem Weißen und dem Gelben Meer für die Civilisirung und für den Wohlstand der Menschheit fast nichts gethan worden. Da ist Raum für die Gemeinschaftsarbeit des Völkerbundes und aller ihm noch nicht verknüpften Nationen; für Arbeit, deren Ertrag den vom Krieg Erschöpften in Gesundheit helfen und in der gerade Japan seine rasch in Großmacht gewachsenen Kräfte besser und

zu höherem Zins verwerthen kann als in unmoderner Eroberung durch Waffengewalt. Wer die in Rußlands, in Chinas Erde schlummernden Schätze weckt, dient der Menschheit; und dient nur damit dem eigenen Nutzen. Unter den Fehlern des alten Deutschlands war auch der, die Losung immer „gegen“ Jemand und Etwas auszugeben, Negation, nicht Position, zu zeigen. Amerikas Klugheit wird die Parole „Für China“ der „Gegen Japan“, aus sittlichen und aus materiellen Gründen, vorziehen. Artikel 156 der Friedensbedinge verpflichtet Deutschland, alles in Schantung Erworbene, Besitz und Rechte, Eisenbahnen, Bergwerke, Unterseekabel, sammt den Urkunden an Japan hinzugeben. Nach dem Willen des amerikanischen Senators Lodge solls heißen: „An China“. Die Textänderung wäre nicht mühsam. Doch der Chinese Li selbst würde den Antrag Lodge nicht empfehlen.

Auf uns näherem Feld kann morgen Unheil werden. Im lettischen Kurland trotz eine deutsche Armee lärmend dem Rückmarschbefehl; die berliner Regierung gesteht auffällig laut ihre Ohnmacht und scheint zu erwägen, ob sie der mit dem besten Kriegsgeräth ausgestatteten Truppe den Uebertritt nach Weißrußland, wo sich wieder die Zelle eines neuen Staates, diesmal einer Weißruthenischen Republik, gebildet hat, empfehlen oder die im Baltenland gewaltigen Briten höflich um die Erlaubniß bitten solle, das Hauptquartier der selbstherrischen Schaar in Mitau zu lassen. Das Erste würde die Polen, die uralter Hader den Weißrussen und Ruthenen verfeindet, in Wuth reizen, deren nervöses Mißtrauen in die Furcht vor Flankenumringung und Angriff neigt. Das Zweite wäre unnöthige, unnütze Devotion und nicht weitab von dem Angebot, auch die Armee Von der Goltz unter den Befehl des Admirals Koltschak zu stellen, der nicht nur im Aeußeren dem großen Bonaparte ähneln, sondern auch, wie auf russischer Erde der Korse, eines Völkerheeres Wille sein möchte. Uns ziemt redliche Erfüllung jeder Vertragspflicht; nicht dierhaftes Gebück. Das Fuchteln und Knattern des in Kolportage gewöhnten Herrn Hörsing hat die Westmächte bestimmt, nach Oberschlesien Revisoren zu schicken, deren umglänzter Aufzug die Wasserpolen nicht von deutscher Herrlichkeit überzeugen wird. Die unkluge Hast, die schon gestern durch aus Oesterreichs schmalen Kahn aus heftiger Dünung in deut-

schen Rechtsgrund „verankern“ mußte, kann uns vom pariser Obersten Rath das klirrende Verlangen schleuniger Ankerslichtung eintragen. Beides war von Voraussicht leicht zu vermeiden. Und wurde, wie offiziös berichtet wird, von dem Obersten Rath die Längerung der für das Senken der deutschen Heeresziffer gesetzten Frist erbeten und erreicht, so bezeugt dieses Flehen allzu hörbar die innere Armuth der Bittsteller. Ist die Republik noch im elften Lebensmonat nur durch Rohrgeschosse und Handgranaten zu schützen, dann, Deutsche, wird sie nicht dauern. Dann gährt in ihr das Ferment der Gewaltsucht, das Gift des Hasses: und wir dürfen uns nicht in den Traum verkletern, die Umpflügung deutschen Geistes sei gelungen und von seinem Acker im nächsten Lenz kräftige Nährfrucht zu ernten. Irrt die nicht kleine Gemeinde, die überzeugt ist, daß auch im Inneren Militärgewalt nur noch schaden, nirgends nützen kann und daß aus dem in Stacheldraht eingegitterten, von Stahlhelmen umdräuten Deutschland selbst nach Moskaus Fall ein ödes, dem Weltgetrieb absterbendes Noskau werden mußte, dann war nicht Revolution. Die wird nur von neuen Geistes Gnade. Um uns aber ist heute noch die schlechte, in dicht verschlossenem Raum lange, zu lange aus- und eingethmete Luft alten Geistes. Reichspräsident und Reichswehrminister dampfen durch die deutschen Stammländer. Im Sonderzug; trotzdem sie weder Hoftroß noch Leibköche mitzugarren brauchen. Ehrencompagnie, Parade, in Erster Garnitur mit Orden und Ehrenzeichen, „zwangloses Mahl“ mittags und abends, dazwischen Autofahrt in reizvolle Landschaft; und, überall, Rededuett, das in patriotische Eintracht ruft, die errungene Freiheit, „die größte der Welt“, rühmt, barsch die Nörgler vehmt, hold vom Glanzgepräng naher Zukunft trillert. Wilhelm geht um. Doch wir vergessen nicht. Würde das Leben nur durch Machtgerassel und Gaukelschwatz lebenswerth und kein Morgen hell, der nicht einer Gier Sättigung zusagt: wir müßten verzweifeln. Nach dem Aufgang neuer Seelenkraft langt all unser Hoffen. Wolle, Fett, Kohle, Valuta: die Tüchtigen schaffens. Gerettet ist Deutschland erst, wenn es durch eigenen Sühnspruch gerichtet und seiner Menschheit Adel von Rost und Schimmelsporen gesäubert ist.



Grammophon-Spezialhaus ^{G.m.} _{b.H.}
Berlin W.8. Friedrichstr. 189.

Breslau, Gartenstr. 47

Cöln, Hohestr. 150

Düsseldorf, Königsallee 78

Kiel, Holstenstr. 40

Königsberg i. Pr., Junkerstr. 12

Nürnberg, Königstr. 14

Die Detektei
Gründer:
pers. Hgl. Hrbp. Kommissar
Egon Grützmacher
Grützmacher u. Müller Berlin, S.W. 68. ♦ Friedrichstr. 208

Schiffahrts-Aktien
 Kolonialwerte, Städte- und Staatsanleihen, ausländische Kupons
E. CALMANN. HAMBURG

Carlton-Hotel = Frankfurt a. M. =
 Das Vollendetste eines modernen Hotels. □ Gegenüber dem Haupt-
 bahnhof, linker Ausgang.

Hotel Hansa-Hof ♦ Harzburg

Hotel Marienbad Haus ersten Ranges
 Einziges Gartenhotel Münchens
 Vornehmer, ruhiger Aufenthalt

Vieth's **Hotel Victoria * Bad Harzburg**

Wiener Restaurant Friedrichstr. 88
 TELEPHON: Zentrum 4086 **KRZIWANEK** Mittelstr. 57-59
 Pilsner Urquell ————— Weltberühmte Küche

WEINHAUS TAUBENSCHLOSS
 Taubenstr. 8,9 Tel. Zentr. 3459
 Abendkonzerte □ Intimer Barbetrieb □ Gute Küche

Zahnpraxis
Hekodont
 sorgt für bläulichweiße und gesunde Zähne
 C.W. Hengstmann Gnem. Fab. K. Charlottenturg !!

Anregend! **Dr. Hoffbauer's ges. gesch.** **Kräftigend!**
Yehimbin-Tabletten
 Gegen Schwächezustände beiderlei Geschlechts. Originalpackung 25 Stck.
 M. 5,50, 50 Stck. M. 10,50, 100 Stck. M. 20,—, 200 Stck. M. 38,50.
 Literatur vers. gratis **Elefanten-Apotheke, Berlin 414, Leipziger Str. 74 (Dönhofpl.)**

Angloval gegen nervöse Schlaflosigkeit
nur
 aus pflanzlichen Bestandteilen
 Gen.-Depot: **Hohenzollern-Apotheke, Berlin W 10, Königin-Augustastr. 50**

Akt 48 hochkünstlerische Freilichtaufnahmen. Bromsilberoriginalfotos seltene Wahl weibl. Schönheit einschließl. ges. gesch. Stereo-Apparat, hervorragend. Optik u. Plastik, nur 15,— Mk. franko Nachnahme. Illustr. Prospekt frei!
 Fotohaus **K. Nolte, Abt. Z, Berlin S 14**

Brillanten Juwelen, Perlen, Smaragde und Perlenschnüre kauft zu hohen Preisen
M. Spitz, BERLIN, Friedrichstrasse 91/92 zwischen Mittel- und Dorothenstrasse

**RHEINISCHE
 HANDELSGESELLSCHAFT**
 m. b. H.
Düsseldorf 23

An- und Verkauf von Effekten

Fernsprecher: 4410, 4411, 4431, 4432. Telegramm-Adresse: Velox.

Café Grunewald

Altberühmtes, vornehmes Restaurant

Paulsborner Straße 48

Leitung in Händen des bekannten
Hotelfachmanns Emil Gelling



Keine Postkarten, sondern nur künstlerische **Aktphotographie**. Man verlange Probesendung. Postfach 2, Hamburg 31.

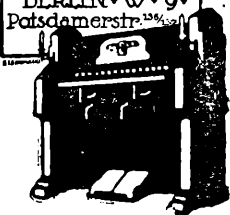
Gebildete bemittelte Herren, die nach der **Schweiz, Amerika** usw.

auswandern!

erhalten wervollen Rat durch Lagerkarte 615, Berlin W 9.

SPÄTTE HARMONIUM

BERLIN • W. 9 •
Potsdamerstr. 126/127



Hotelbetriebs-Aktiengesellschaft Conrad Uhl's Hotel Bristol-Centralhotel, Berlin.

Bilanz per 31. März 1919.

Aktiva.		M.	pl	Passiva.		M.	pl
Grundstücks-Konto Bristol		8 500 625	—	Aktien-Kapital-Konto		9 500 000	—
Gebäude-Konto Bristol		2 950 000	—	Vorzugs-Aktien-Kapital-Kto.		2 800 000	—
Bellevue-Konto		4 200 000	—	Reservefonds-Konto		3 679 679	81
Krauzler-Konto		990 000	—	Hypothekenschuld		4 859 000	—
Inventar-Konto		1 000 000	—	Vorausbez. Mieten		20 500	—
Maschinenanlagen-Konto		1	—	Nicht abgen. Divid.		20 130	—
Beteiligungs-Konto		1 095 000	—	Steuern-Reserve		38 444	40
Konto für vorausbez. Prämien		36 410	51	Kreditoren		2 093 701	66
Kassa-Konto		120 107	02	Restaufgeld-Konto Bauer		35 000	—
Effekten-Konto		178 318	25	Mietsausgleich		1 248 271	60
Debitoren-Konto		3 326 771	51	Gewinn und Verlust		959 971	51
Waren-Vorrats-Konto		2 857 465	74				
		25 274 698	94			25 254 698	98

Die Dividende für 1918/19 (5% auf die Vorzugsaktien und 8% auf die Stammaktien) gelangt sofort bei den Herren **Braun & Co., Berlin, Eichenstr. 11,** der **Deutschen Bank** den Herren **Koppel & Co., Bankgeschäft, Pariser Platz 6,** und Herrn **Abraham Spiesinger, Mittelstr. 2/4,** zur Auszahlung.



W.F. Marten
 BÜROAUSRÜSTUNGS-GES. M. B. H.
 Kartei - Einrichtungen
 Vertikal-Registaturen
 Büro-Artikel
 Büro-Möbel
 Berlin W 8
 Charlottenstrasse 59
 Fernruf
 Centrum 2001

A. LEHNER, Bankgeschäft,
 Berlin W. 8, Friedrichstraße 173.
 Telefon: Zentr. 1668 und 10376, Kasse 9—1 Uhr.
Kredite für Handel und Industrie
 An- und Verkauf von Wertpapieren — Vermögensverwaltung — Kontokorrent-
 und Scheckverkehr — Alle bankmäßigen Transaktionen.

Die Kunst des Schreibens

Eine Profaschule in 12 Unterrichtsbriefen von Dr. Broder Christiansen
 Preis: 25 M. Ausführlicher Bericht über Wesen und Wege dieser Schule 40 Pf.

Der Berliner Universitätsdozent Dr. Kurt Rod schreibt darüber
 in der Weimarer Schriftstellerszeitung (10. Januar 1919):

„Den Versuch
 einer künstlerischen Sprachhilfschule
 in der Form eines Lehrganges von 12 Briefheften
 muß ich als gelungen bezeichnen. Das Handwerk des Schrift-
 stellers wird hier mit erstaunlich zielsicherer Pädagogik, ehrlicher Be-
 geisterung und vollkommener Sachkenntnis bis in letzte Einzelheiten erläutert und
 praktisch gelehrt. Jedem werdenden Literaten und Dichter und manch einem, der sich schon
 für „geworden“ hält, sei ausdauernde, tatkräftige Inbegriffnahme des Lehrganges dringend
 anempfohlen. Ein vergeistigter, poetisch beschwingter, zweckbewusster Stil bedeutet läge-
 liche Schöpferfreude und lebenslänglichen ideellen und klingenden Gewinn.
 Die gewählte gediegene Sprachform des Werkes muß an sich
 schon als besser Lehrmeister gelten, wie auch der vor-
 zügliche Druck und das künstlerisch klare
 Sachbild reinen Genuß
 bietet.“

Felsen-Verlag / Buchenbach-Baden

Annahme für Vorwetten

Rennen zu

Berlin-Grunewald: 7. Sept.

Berlin-Grunewald: 11. Sept.
(Rennen des Union-Klub)

Leipzig: 6. Sept.

Dresden: 7. Sept.

Königsberg i. Pr.: 7. Sept.

München-Riem: 7. Sept.

Trabrennen zu

Hamburg-Farmsen: 7., 10. Sept.

Annahme von Vorwetten für Berlin bei persönlich erteilten Aufträgen bis 3 Stunden vor dem ersten programmässig angesetzten Rennen. Für auswärtige Plätze nur am Tage vor dem Rennen bis 6¹/₄ Uhr abends:

Schadowstrasse 8, parterre
Kurfürstendamm 234
Bayerischer Platz 9
Eingang Innsbrucker Str. 58

Oranienburger Strasse 48/49
(an der Friedrichstrasse).

Friedrichstrasse 83
Schiffbauerdamm 19
(Kommission für Trabrennen)

Potsdamer Strasse 23a
Neukölln, Bergstr. 43

und an den Theaterkassen der Firma A. Wertheim

Leipziger Strasse 132
Nollendorfplatz 7
Planufer 24
Tauentzienstrasse 12a
Rathenower Strasse 3

Königstrasse 31/32
Unter den Linden 14
Moritzplatz
Rosenthaler Strasse

Für briefliche und telegraphische Aufträge Annahme bis 3 Stunden vor Beginn des ersten programmässig angesetzten Rennens

nur Schadowstr. 8.

An Wochentagen vor den Rennen werden Wetten bis 7 Uhr abends angenommen.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ durch nur Max Kirstein Berlin W. 9, Potsdamer Str. 23a. Fernsprecher Lützow 3462, 3463.
Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,80 Mk., auf Vorzugseiten 2,50 Mk.

Rennen zu
Berlin - Grunewald
(Rennen des Union-Klub)

8. Tag.

Donnerstag, den 11. Sept., nachm. 2 Uhr
8 Rennen im Werte von Mk. 130 000.—

u. a.:

Renard-Rennen
28 000 M.

Verkehrsverbindungen:

Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße etc.

Rennen zu
Berlin-Grunewald

10. Tag: Sonntag, den 7. September, nachm. 2 Uhr
8 Rennen im Werte von 234 000 M., u. a.:

Gladiatoren-Rennen
100 000 M.

Verkehrsverbindungen:

Vorortzüge bis Bahnhof Rennbahn, Untergrundbahn bis Bahnhof Reichskanzlerplatz, Straßenbahnen D und U bis Bahnhof Heerstraße usw.